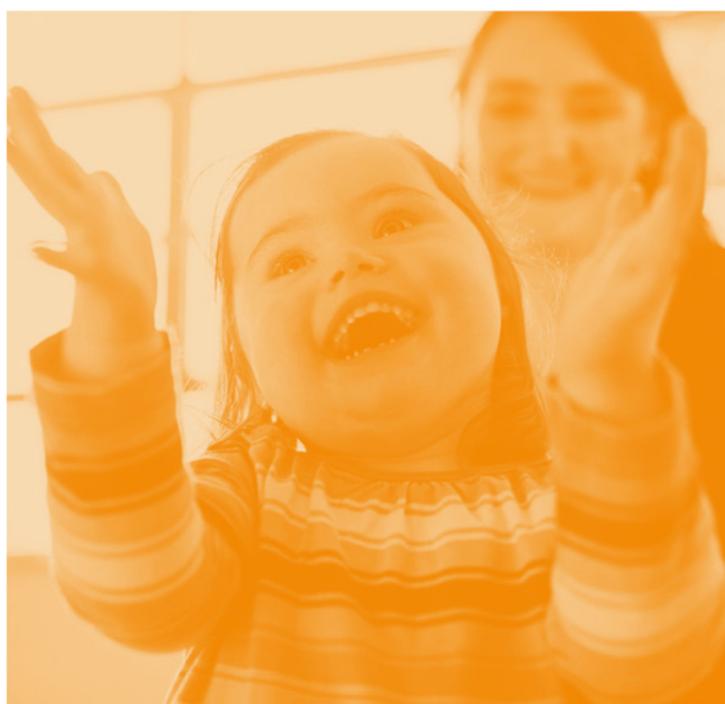


Teilhabe

| DIE FACHZEITSCHRIFT DER LEBENSHILFE |

SONDERAUSGABE

WWW.LEBENSHILFE.DE



DOSSIER FAMILIE
Artikelsammlung



Liebe Leserin, lieber Leser,

die vorliegende Sonderausgabe vereint alle Artikel, die in den letzten Jahren zum Thema „Familie“ in der Zeitschrift Teilhabe veröffentlicht wurden.

Ausgangspunkt waren ein Call for Papers sowie ein Interview mit der Familiensoziologin Elisabeth Beck-Gernsheim aus dem Jahr 2013. Die in der Folge veröffentlichten Artikel bieten in ihrer Gesamtheit einen schnellen Einblick in und einen guten Überblick über dieses große Themenfeld.

Die Redaktion der Fachzeitschrift Teilhabe, Berlin/Marburg

Herausgeber:

Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V.

Raiffeisenstraße 18, 35043 Marburg

Tel.: (0 64 21) 4 91-0

Fax: (0 64 21) 4 91-167

E-Mail: bundesvereinigung@lebenshilfe.de

Internet: www.lebenshilfe.de

Lektorat: Benita Richter

Grafische Umsetzung: Jana Weiz

Fotos Titel: © Bundesvereinigung Lebenshilfe/David Maurer

© Bundesvereinigung Lebenshilfe e. V. 2018

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2018

DOSSIER FAMILIE

Artikelsammlung

<i>Eine ganz „normale“ Familie – zum Themen-Jahr 2014 „Familie“</i>	4
Kai Pakleppa	
<i>Was heißt eigentlich „Familie“?</i>	7
Interview mit der Soziologin Dr. Elisabeth Beck-Gernsheim	
<i>Familien mit Kindern mit einer Behinderung: Leben im Spannungsfeld von Herausforderung und Zufriedenheit</i>	9
Andreas Eckert	
<i>Kinder von Müttern mit Lernschwierigkeiten</i>	14
Elena Schad	
<i>Familienorientierung als Grundlage zur Gestaltung von Hilfsangeboten</i>	20
Dörte Clas	
<i>Inklusion in der Pflegekinderhilfe? Pflegeverhältnisse für Kinder mit Behinderung</i>	26
Dirk Schäfer, Nicole Fügner	
<i>Besondere Familien – Welche Unterstützung brauchen Eltern mit Lernschwierigkeiten und ihre Kinder?</i>	33
Kadidja Rohmann, Ursula Pixa-Kettner	
<i>Gesellschaftliche Inklusion und familiäre Integration Eine systemtheoretische Reflexion</i>	40
Heiko Kleve	
<i>Autonomie in Verbundenheit Der Übergang vom Elternhaus in eine außerfamiliäre Wohnform</i>	46
Ute Fischer	
<i>„Wir haben die Hoffnung nie aufgegeben, aber ...“ Zur Lebenssituation von älteren Eltern und erwachsenen Kindern mit Behinderung zu Hause</i>	54
Reinhard Burtscher	
<i>„Hilfen aus einer Hand“ für Familien von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung Die Kollegiale Beratung für Mitarbeitende der Eingliederungs- und Jugendhilfe zur Überwindung getrennter sozialrechtlicher Systeme</i>	60
Monika Storm, Susanne Vaudt	
<i>Medienbildung mit und in Familien Praxismodelle einer inklusiven medienpädagogischen Familienbildung</i>	65
Katrin Schlör, Jan-René Schluchter	



Kai Pakleppa

Eine ganz „normale“ Familie – Zum Themen-Jahr 2014 „Familie“

Liebe Leserin, lieber Leser,

als bisher Letzter einer langen Reihe sagte jüngst Norbert Blüm den Untergang der Familie vorher. Im Juli warnte er ebenso prominent wie effektiv in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vor dem Ende der Familie.

Frühe außerfamiliäre Kinderbetreuung, ganztägige Betreuung in Schulen und drohende Abschaffung des Ehegattensplittings würden zur „Totalisierung der Erwerbsarbeit“ beitragen. Wenn die Idee von Ehe und Familie den Anforderungen von Erwerbsarbeit und Beruf immer weiter untergeordnet werde, bedeute das letztlich ihr Ende, so das Fazit des ehemaligen Bundesarbeitsministers.

Die drastischen Worte und die pointierte Darstellung lassen sich mit der damals beginnenden heißen Phase des Wahlkampfes erklären, das zugrundeliegende Bild von Familie ist dennoch offensichtlich: Blüm präferiert die Normalfamilie, die traditionelle Gattenfa-

überraschend: In den meisten Fällen ist es schlicht wirtschaftliche Notwendigkeit. Ein zweites Einkommen wird gebraucht, um die Familie zu ernähren. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist eben kein Luxusproblem, sie sichert in erster Linie die wirtschaftliche Existenz von Familien. Dieser Aspekt jedoch wird in der politischen und medialen Diskussion gerne ausgeblendet.

„Wir machen Gesellschaft!“ – Unter diesem Motto fand Anfang September in Berlin ein inklusiver Familienkongress statt. Mehr als 550 Teilnehmer(innen) – Familien, mit behinderten Angehörigen und ohne, Politiker und Fachleute – gingen drei Tage den Fragen nach: Wie schaffen wir es, aus Familienpolitik eine Politik für alle Familien zu machen? Was zeichnet eine familienfreundliche, inklusive Gesellschaft aus? Was brauchen Familien an Unterstützung und wo können sie selbst Stütze sein?

*Die Vielfalt der Familienmodelle ist nichts Neues.
Im wirklichen Leben waren Familien schon immer
vielfältig und bunt. Neu sind vielmehr die zunehmende
gesellschaftliche Akzeptanz und rechtliche Gleich-
behandlung der verschiedenen Familienformen.*

milie also, mit einem oder mehreren Kindern. Der Mann ist zuständig für die Erwerbsarbeit, die Frau für die Familienarbeit. Begründet wird diese Rollenverteilung, wie so oft, mit ihrer „natürlichen“ Bedingtheit. Historisch betrachtet stellt dieses „traditionelle“ Modell allerdings eher keinen Normalfall dar. Im Gegenteil: Nur für einen kurzen Zeitraum war es überhaupt einer breiteren Bevölkerungsschicht zugänglich. Ansonsten blieb es einer gesellschaftlichen Elite vorbehalten.

Der überwiegende Teil aller Kinder in Deutschland, so der Familiensoziologe Hans Bertram, wächst in Familien auf, in denen beide Elternteile erwerbstätig sind. Die Gründe hierfür sind nicht

Die Ideen, Wünsche und Forderungen wurden in einem gemeinsamen Abschlusspapier zusammengefasst. Es ist ein Papier, das sich nicht nur an Politik und Wirtschaft richtet, sondern an die Gesellschaft als Ganzes. Genau diese Haltung ist entscheidend: Die Erkenntnis, dass gesellschaftliche Veränderungsprozesse nicht am grünen Tisch entschieden werden können. Es braucht hierfür eine gesellschaftliche Praxis. Man kann Familienfreundlichkeit, man kann Inklusion nicht verordnen, man muss sie leben.

Um Familien dabei zu unterstützen, bedarf es geeigneter Rahmenbedingungen. Gefragt sind die verschiedenen Akteure und Taktgeber der kommunalen

Zeitpolitik. Zunächst einmal die Arbeitgeber. Sie sind es, die mit flexiblen Arbeitszeitmodellen und familienfreundlichen Arbeitsbedingungen den Eltern den notwendigen Spielraum verschaffen können. Entscheidend ist, dass die Flexibilität der Arbeitszeit auch mit einer gewissen Zeitsouveränität für die Eltern einhergeht. Die Eltern müssen sich ihre Arbeitszeit nach ihren eigenen Bedürfnissen und denen ihrer Familien einteilen können.

Ebenso wichtig ist eine kommunale Infrastruktur mit verlässlichen und guten Bildungs- und Betreuungsangeboten. Der Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz für Kinder ab Vollendung des ersten Lebensjahrs und der damit verbundene Ausbau des Betreuungsangebots ist ein wichtiger Schritt für die Entlastung der Familien. Vor allem für Eltern von Kindern mit Behinderung kommt es aber darauf an, dass diese Angebote wirklich allen Kindern offen stehen, dass sie sich an den Bedürfnissen der Kinder und Familien orientieren, dass sie tatsächlich inklusiv sind. Die Voraussetzungen hierfür – hochqualifiziertes und umfassend ausgebildetes Personal, ein guter Personalschlüssel und eine geeignete räumliche Ausstattung – sind bekannt und kosten Geld!

Der Alltag stellt Familien, in denen Menschen mit Behinderung leben, oft vor besondere Herausforderungen. Die Belastungen der Familien sind oft vielfältig und überdauern die Kleinkindphase unter Umständen bis ins hohe Erwachsenenalter. Der Blick von Familienpolitik richtet sich jedoch fast ausschließlich auf die Entlastung von Familien mit kleinen Kindern. Die Bedürfnisse von älteren Kindern, jungen Erwachsenen oder gar erwachsenen Menschen mit Behinderungen finden selten Beachtung. Für eine umfassende inklusive Infrastruktur braucht es deshalb

- > eine flächendeckende, umfassende und leicht zugängliche Beratung und Begleitung zur Unterstützung von Familien. Gerade Familien in besonderen Lebenslagen haben z. B. häufig schon vor der Geburt eines Kindes Beratungsbedarf. Leichte Zugänglichkeit bedeutet auch, dass es im Bedarfsfall, etwa für Familien mit älteren oder behinderten Mitgliedern, mobile Beratungs- und Unterstützungsangebote geben muss.
- > einen Ausbau bezahlbarer familienunterstützender Dienstleistungen zur Entlastung der Familien. Hilfen im Haushalt und bei der Betreuung von

Angehörigen oder Partner(inne)n tragen dazu bei, dass Familien ihren Alltag besser organisieren können. So werden zeitliche Freiräume für alle Familienmitglieder geschaffen. Familienunterstützungsangebote müssen dabei insbesondere finanziell bedürftigen Familien zugänglich sein. Sie müssen unbürokratisch erbracht werden.

- > familienfreundliche Stadt- und Regionalplanung: An den Auswirkungen auf Familien und die Familienmitglieder muss sich der gesamte Prozess in Stadt-, Regional und Kommunalplanung messen lassen: Familien brauchen starke soziale Netzwerke, barrierefreie kinder- und altengerechte Sozialräume sowie bezahlbaren, familienfreundlichen Wohnraum.

Im nächsten Jahr wird die Zeitschrift „Teilhabe“ diese und weitere Themen in den Blick nehmen. Den Auftakt macht Elisabeth Beck-Gernsheim, die sich in einem Interview zu den Konflikten, Kontroversen und Spannungsfeldern äußert, in denen Familien heute leben.

Kai Pakleppa, Berlin

Anzeige

Das Buch zum Thema



Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hrsg.)

Familien unterstützen

Ideen und Praxisbeispiele für Haupt- und Ehrenamtliche

Eine zentrale Herausforderung aller Familien – egal, ob „normale“ Familien oder Ein- elternfamilien, Großfamilien, Patchworkfamilien oder Regenbogenfamilien oder ... – ist, den Alltag gemeinsam zu bewältigen. Damit das dauerhaft gelingen kann, braucht es familiären Zusammenhalt, die Bündelung von Ressourcen und die gegenseitige Fürsorge in den Familien als wesentliche Voraussetzungen. Dieses Handbuch betrachtet in Fachartikeln neben den theoretischen Grundlagen zum Themenfeld Familie und Behinderung besondere Zielgruppen und Unterstützungskonzepte genauer. Zudem werden mit 35 Beispielen Ideen und Konzepte aus der Praxis kurz und prägnant vorgestellt.

1. Auflage 2018
17 x 24 cm, 240 Seiten
ISBN: 978-3-88617-422-5
Bestellnummer LBH 422
25,- Euro [D]; 31,- sFr.

Weitere Konzepte und Ideen finden Sie unter:
www.lebenshilfe.de/ideenspeicher-familie

Bestellmöglichkeit:

Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V., Verlag, Raiffeisenstr. 18, 35043 Marburg
Tel.: (0 64 21) 4 91-150; E-Mail: verlag@lebenshilfe.de

**THEMEN-JAHR 2014
„FAMILIE“**

Familien sind in der Gesellschaft wichtige Verantwortungs- und Solidargemeinschaften. Für Menschen mit und ohne Behinderungen sind sie ein Ort des Miteinanders und eine wichtige soziale Ressource.

Aber wie sehen die Lebenslagen von Familien mit einem behinderten Familienmitglied aus?

- > Wie prägt eine Behinderung das Zusammenleben und die Unterstützungsfunktion des Familiensystems?
- > Welche Anforderungen kommen auf diese Familien zu? Wie reagieren die Familien auf diese Anforderungen?
- > Sind Anforderungen und Reaktionsmuster von Familien mit behinderten Angehörigen anders als die von Familien im Allgemeinen?
- > Wie sehen die Bedarfslagen und Zukunftsperspektiven von Familien aus, in denen ein Mensch mit Behinderung im (fortgeschrittenen) Erwachsenenalter lebt?
- > Welche Unterstützungsangebote für Familien gibt es? Wie werden diese Angebote von den Familien wahrgenommen? Welche Wirkungen haben diese Angebote?
- > Wie steht es mit dem Recht von Menschen mit (geistiger) Behinderung auf Elternschaft?

Diesen und weiteren Fragen möchte sich die Zeitschrift **„Teilhabe“** in einem Themen-Jahr 2014 widmen.

Zur Einstimmung auf das Themenjahr „Familie“ spricht die Soziologin Prof. Dr. Elisabeth Beck-Gernsheim über die Kontroversen und Spannungsfelder, in denen Familien sich heute bewegen.

Was heißt eigentlich „Familie“?

Liebe Frau Beck-Gernsheim, was heißt eigentlich „Familie“, haben Sie eine Definition?

Nein, die habe ich nicht. In den 1950er und 1960er Jahren gab es ein Leitbild von Familie: Mann und Frau, verheiratet, bis zum Tod zusammen, gemeinsame Kinder und möglichst mehrere. Das war allgemein akzeptiert und wurde auch von den meisten befolgt – was nicht heißt, dass es nicht untergründig und heimlich durchaus konkurrierende Lebensformen und Beziehungen gab, von Homosexualität bis zur versteckten Liebesaffäre bis zum unehelichen Kind.

Seit damals hat sich das Bild von Familie tiefgreifend gewandelt. Das kann man zum Beispiel erkennen, wenn man einmal in die Familienberichte der Bundesregierung schaut oder Fernsehsendungen und Presseberichte über den Zeitraum der letzten Jahrzehnte vergleicht. Heute versteht man als Familie nicht nur diejenigen, die Verlobung und Standesamt absolviert haben und einen Ehering vorweisen können.

Stattdessen heißt es heute vielfach, Familie ist da, wo Kinder sind. Nach dieser Definition bilden offensichtlich auch Alleinerziehende mit Kindern eine Familie oder homosexuelle Partnerschaften mit Kindern, das finde ich vernünftig. Nicht einbegriffen wären dann allerdings Paare ohne Kinder – wo bleiben die?

Wollen junge Menschen heute eigentlich noch Familie?

Ja, durch die Jahrzehnte hindurch wird Familie als wünschenswertes Lebensziel angegeben, bis heute. Die Frage ist nur, was junge Menschen damit meinen: Ehering oder Lebensgemeinschaft oder überhaupt Partnerschaft? Kinder oder keine?

Und selbst wenn sie Kinder meinen, ist über die Umsetzung noch nichts gesagt. Bei Kinderwunschstudien kommt immer wieder heraus, dass die meisten der jungen Männer und Frauen mehr Kinder wollen, als sie nachher tatsächlich bekommen.

Können Sie Ursachen dafür benennen?

Quer durch die verschiedenen Parteien und politischen Lager ist heute von der Vereinbarkeit von Beruf und Familie die Rede. Sie wird gepriesen, beschworen, gepredigt. Nur lei-



der: Sie ist weiterhin Utopie. Zwar hat es in den letzten Jahrzehnten unbestreitbar viele Anstrengungen und Maßnahmen gegeben, um diesem Ziel näher zu kommen. Aber gleichzeitig hat sich die Arbeitswelt immer schneller gewandelt – ich sage nur die Stichworte Mobilität und Flexibilität als Forderung, die die Arbeitnehmer dauernd erfahren, – und sie ist im Zuge dieses Wandels nicht familienfreundlicher geworden, im Gegenteil.

Frauen erfahren immer wieder: Es gibt nie den idealen Zeitpunkt, schwanger zu werden. Erst muss die Ausbildung fertig gemacht werden, dann muss der Berufseinstieg gelingen, dann muss die berufliche Position gefestigt werden. Und wenn man bzw. frau dann zum Chef geht und sagt: „Ich bin schwanger“, dann sagt der – das ist gerade einer Freundin von mir passiert: „Oh Gott!“ Das war dann seine Gratulation!

Wie sehen Sie diese Situation in Familien mit behinderten Kindern?

Die Schwierigkeit, Familie und Beruf miteinander zu vereinbaren, ist da noch einmal verschärft. Viele Frauen wissen: Angesichts der Gebote von Mobilität und Flexibilität geraten sie schon mit einem Kind ohne Behinderung beruflich ins Hintertreffen, weil sie eben nicht voll und bedingungslos einsatzfähig sind. Und dann erst ein behindertes Kind: Da können sie viele berufliche Wünsche vergessen, müssen dankbar sein, wenn sie noch irgendwie irgendwo einen Randplatz fern aller Aufstiegswege behalten.

Hier ist ein wesentlicher Grund, warum viele zum Beispiel den Test auf Down-Syndrom machen, denn das ist die Behinderung, die wohl am bekanntesten ist: Die Frauen haben Angst, dass sie „im Falle des Falles“ aus der Berufswelt herausfallen und sich im Frauenleben früherer Generationen wiederfinden, nun nicht mehr zwischen Küche und Kirche, sondern zwischen Küche und Kinderarzt und Krankengymnastik.

Das ist das Dilemma, das ich durchaus sehe, in dem die Frauen stecken, und ihre Angst ist ja durchaus begründet. Aber ich habe – und dafür bin ich wiederum kritisiert worden – den Glauben an diesen Test kritisiert, denn es ist ein Irrtum zu meinen, mit dem Test hätte man dann die Garantie für ein Kind ohne Behinderung. Eine solche Garantie wird es nie geben! Wir brauchen, jenseits aller Tests und aller Technik, vor allem politische Regeln und Vereinbarungen, um der Vereinbarkeit von Beruf und Familie endlich näher zu kommen – und dies für alle Eltern, ob mit behindertem oder mit nicht behindertem Kind.

An welche Regeln denken Sie dabei in erster Linie?

Nun, zum Beispiel die Frage: Was geschieht im Fall einer Krankheit des Kindes? Kann man dann, ob Mann oder Frau, zuhause bleiben und das Kind betreuen? Solche Regeln sind wichtig, und genauso wichtig sind die öffentlichen Betreuungsmöglichkeiten, auf die man ja ab dem August einen Anspruch hat. Aber noch fehlen viele Plätze, und bekanntlich können Sie das Kind nicht einem zugesagten Anspruch übergeben, sondern nur einer real existierenden Betreuungsinstitution.

Gut wäre es auch, die Einstiegsphasen in Beruf und Ausbildung zu verlängern und dort vorhandene – ausgesprochene oder unausgesprochene – Altersbeschränkungen aufzuheben. Im Moment müssen junge Männer und Frauen zwischen 20 und Mitte 30 möglichst alles schaffen: Ausbildung, Einstieg in den Beruf, Etablierung im Beruf, Partnerschaft, Kinderkriegen. Das ist, soziologisch gesprochen, die Rushhour des Lebens. Wenn diese ein wenig mehr gestreckt werden könnte, würde das schon viel erleichtern.

Und noch ein Punkt: Die Elternzeit, sprich die Einbeziehung der Väter, ist ein wichtiger Schritt – man muss ja auch mal erwähnen, was gut gelungen ist. Sie wird zwar noch lange nicht von der Mehrheit der Väter genutzt, aber doch immerhin von einer wachsenden Minderheit. Das könnte – Sie sehen, ich bin Optimistin – ein Anfang sein, der Einstieg zu mehr selbstverständlicher Väterbeteiligung.

Sie haben eine Gastprofessur in Norwegen – ist man in Skandinavien schon weiter fortgeschritten, was Familienfreundlichkeit anbelangt?

Ja, und dort kann man auch sehen: Es ist sicher ganz wichtig, dass es politische Regelungen gibt, aber genauso wichtig ist insgesamt auch eine andere Grundstimmung – eine Grundstimmung, die man wirklich spürt.

Dazu eine kleine Geschichte: Ich war vor kurzen in Schweden und sprach mit einer Frau, einer gebürtigen Deutschen, die sich in einen Schweden verliebt und ihn geheiratet hat und mit ihm ein Kind bekam. Sie ist Journalistin und hatte einen Interview-Termin bei einem Minister. Ihre Kinderfrau war aber krank geworden, da nahm sie einfach das Kind mit und übergab es im Vorzimmer dem Sekretär des Ministers. Als sie nach dem Interview wiederkam – was sagte der Sekretär? Er sagte nicht: „Wie können Sie das Kind mitbringen ins Ministerium zu einem Interview, das ist ja unprofessionell.“ Nein, das sagte er nicht, sondern: „Haben Sie aber eine nette Tochter, so eine möchte ich auch mal haben.“ Das meine ich mit Grundhaltung.

Interview: Kai Pakleppa

Anzeige

i Prof. Dr. Elisabeth Beck-Gernsheim

Elisabeth Beck-Gernsheim ist Professorin für Soziologie. Nach dem Studium der Soziologie, Psychologie und Philosophie in München lehrte sie an den Universitäten Gießen, Hamburg und Erlangen-Nürnberg und war fellow am Wissenschaftskolleg Berlin, an der Universität Cardiff (Wales, Großbritannien) sowie am Hamburger Institut für Sozialforschung. Zurzeit hat sie eine Gastprofessur an der NTNU/Universität Trondheim (Norwegen).

Ihre Forschungsschwerpunkte

Arbeit und Beruf, Familie und Geschlechterverhältnisse, Migration und multi-ethnische Gesellschaft, Technik und Technikfolgen

Ihre Buchveröffentlichungen (Auswahl):

Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a. M. 1990 (zusammen mit Ulrich Beck)

Welche Gesundheit wollen wir? Dilemmata des medizintechnischen Fortschritts. Frankfurt 1995 (Hg.)

Die Kinderfrage heute. Über Frauenleben, Kinderwunsch und Geburtenrückgang. München 2006

Wir und die Anderen. Kopftuch, Zwangsheirat und andere Missverständnisse. Frankfurt a. M. 2007

Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München 2010

Fernliebe. Lebensformen im globalen Zeitalter. Berlin 2011 (zusammen mit Ulrich Beck)

@ www.beck-gernsheim.de

Rechtsdienst der Lebenshilfe

Jetzt bestellen unter: www.rechtsdienst-lebenshilfe.de

RECHTS- UND SOZIALPOLITIK

RECHTSPRECHUNG UND RECHTSPRAXIS

Rechtsdienst